

In Argentinien heißen sie Malvinas, in Großbritannien Falklands. 1982 waren die Inseln Schauplatz eines kurzen Krieges vom 2. April bis zum 14. Juni, dem 650 argentinische und 250 britische Soldaten und drei Falkländer*innen zum Opfer fielen. 40 Jahre danach beginnt ein Veteran, seine Geschichte zu erzählen. Eine Reportage aus Ushuaia in Feuerland.

Unverheilte Wunden

Viele Traumata bestehen 40 Jahre nach Ende des britisch-argentinischen Kriegs um die Malwinen fort

LISA PAUSCH

Die Medaillen hängen schwer an der linken Brusttasche der Veteranen, mit jedem Jahrestag ein bisschen schwerer. Die Medaille zum 40. Jahrestag ist die größte von allen. Ihre Lederjacken können die Männer beiseitelegen, ihre Erinnerungen nicht. »Wenn wir uns zum Asado (Grillen), treffen«, erzählt Eduardo Armua mit ruhiger Stimme, »dann reden wir, machen Scherze. Aber über das Thema sprechen wir nicht.« Mit dem Thema meint er: den Krieg, die Splitter zwischen Wasser und Öl, das eiskalte Meer, die toten Kameraden. Kriegstraumata, über die die Veteranen jahrzehntelang geschwiegen haben. »Nicht mal meiner Frau und meinen Kindern habe ich davon erzählt«, sagt Armua. Erst, weil es verboten gewesen sei, über das Thema zu sprechen. Dann, weil niemand mehr nachgefragt habe.

Eduardo Armua, Sohn einer Familie aus dem ländlichen Tucumán im Norden Argentiniens, geht mit 16 Jahren zur Marine. Er ist gerade 19 Jahre alt, als seine Kameraden am 2. April 1982 auf den Malwinen landen. Die Malvinas, wie sie in Argentinien genannt werden, oder Falklands, wie sie im Vereinten Königreich heißen, sind seit 1833 von Großbritannien besetzt – das war 23 Jahre nach der Unabhängigkeit Argentiniens. Sie liegen mehr als 13 000 Kilometer vom britischen Mutterland und 600 Kilometer von der argentinischen Küste entfernt. Nach ergebnislosen Verhandlungen unter dem Dach der Uno seit 1965 will die argentinische Militärdiktatur ihren Souveränitätsanspruch auf die Gebiete 1982 militärisch durchsetzen. Zu dem Zeitpunkt stecken sowohl Großbritannien als auch Argentinien in einer schweren Krise: In Europa steht Margaret Thatcher kurz vor den Unterhauswahlen und hat mit wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen. In Argentinien ist die Militärjunta unter General Leopoldo Galtieri wegen ihrer brutalen Repression und der wirtschaftlichen Talfahrt in innenpolitischer Bedrängnis.

Als die argentinischen Soldaten in einer Nacht-und-Nebel-Aktion am 2. April die Hauptstadt der Inseln, Port Stanley, einnehmen, ist die Sieges euphorie in Argentinien groß. Als Großbritannien den Gegenschlag ankündigt, kann sich das argentinische Militär vor Freiwilligen kaum retten.

Am 2. Mai 1982, einen Monat nach Kriegsbeginn, steht der nun 20-jährige Marineoffizier Armua auf der Kommandobrücke des Kriegsschiffs General Belgrano und hört einen Knall. »Ich dachte, der Schlag käme vom Wellenbruch und habe nur darauf gewartet, dass Wasser über unser Schiff spritzt.« Doch er bemerkt kein Wasser. »Dann kam der Kommandant und rief: Ein Torpedo ist eingeschlagen.« Eduardo Armua kann nicht schwimmen. Das habe sonst nichts gemacht, sagt er, er habe ja an Deck gedient: »Auf dem Schiff waren wir Gott, unten nichts.«

Der Krieg zwischen Großbritannien und Argentinien gleicht einem Duell zwischen David und Goliath. Auf der einen Seite steht die ehemalige Imperial- und Seemacht Großbritannien, auf der anderen Seite Argentinien mit einem Heer aus 20-jährigen Männern, viele von ihnen ohne Kampferfahrung. Mit einer riesigen Kampagne werden in Argentinien Spenden gesammelt für die jungen »Helden«, wie die Zeitschriften fast täglich skandieren. In Buenos Aires stehen die Menschen



Eduardo Armua erlebte als 20-jähriger Marineoffizier einen Torpedoeinschlag.

FOTOS (2): LISA PAUSCH

Schlange, um ihren Schmuck abzugeben. Andere sammeln Geld auf der Straße ein oder packen Päckchen für die Front. Eine Bekannte aus Mendoza erinnert sich, wie sie in der Schule gesessen und aus Lederplatten Schuhsohlen geschnitten habe. Frauen treffen sich und stricken Schals, Kinder schreiben Briefe an unbekannte Empfänger und stecken sie in Schokoladentafeln. Kurz: Das ganze Land schwimmt 1982 auf einer Welle des Patriotismus. Und wenn es nach den Zeitungen geht, ist der Sieg nur eine Frage der Zeit.

Am 2. Mai 1982 erlebt Argentinien seinen größten Verlust. 323 Soldaten sterben, als das Kriegsschiff General Belgrano außerhalb der Sperrzone von zwei britischen Torpedos getroffen wird und sinkt. Eduardo Armua kann sich von der Kommandobrücke auf ein Boot retten. Er sieht einen Mann mit Brandstellen am ganzen Körper.

»Spring!«, ruft Armua. »Ich kann mich nicht bewegen, Negro«, antwortet der Mann. »Negro« (Schwarzer) ist Armuas Spitzname. »Negro«, sagt Armua, nenne ihn nicht jeder. Er stockt und starrt auf den Tisch. Eduardo Armua erkannte seinen Freund damals nicht, so verbrannt sei dieser gewesen. Es sammeln sich Tränen in seinen Augen, als er das erzählt, aber er möchte seine Erinnerungen aussprechen. Auch die an seinen Freund Fabián, der gerade schlief, als der Torpedo im Schlafrum einschlug. Der hatte ihm wenige Tage vorher noch von seinem Traum erzählt: »Ein Schlag weckt mich. Ich wache auf und sehe einen Funken auf dem Boden. Irendetwas schneidet das Metall auf. Ich will raus, aber finde die Leiter nicht. Es kommt Wasser rein und Öl. Ich finde die Leiter nicht und sterbe.«

Am 14. Juni verliert Argentinien den Krieg. Ein paar Monate später überreicht die Marine Eduardo Armua einen Anstecker, zwei mal einen Zentimeter groß, darauf ein Stern, die argentinische Flagge und zwei Linien in rot und schwarz. Das Rot soll für das vergossene Blut, Schwarz für die Trauer stehen. Armua steckt ihn sich an sein Hemd. Ein Zeichen, dass er an vorderster Front für den argentinischen Patriotismus kämpfte. Doch als er damit vor den oberen Militärs in Ushuaia gestanden habe, sagt er, während er kurz innehält und sich mit dem Taschentuch über die Augen wischt, habe er nur Verachtung in den

Augen der Ranghöheren bemerkt: »So als wären wir schuld daran, verloren zu haben.« Armua nutzt den Anstecker nie wieder.

Der verlorene Krieg um die Malwinen beschleunigt den Übergang zur Demokratie. Die Militärregierung muss bald abtreten. Aus den freien Wahlen 1983 geht Raúl Alfonsín als Sieger hervor. Es beginnt ein Prozess der »Demalwinisierung« – die Medien schweigen über den vergangenen Krieg, das Militär befiehlt den Soldaten, nicht über ihn zu sprechen. Plötzlich seien die »Helden« die »Verrückten aus dem Krieg« gewesen, sagt Armua, man habe sie ignoriert. Viele ehemalige Soldaten haben Schwierigkeiten, Arbeit zu finden. Wer die Malwinenfrage thematisiert – und sei es abseits der Diktatur als Teil eines antikolonialen Kampfes – wird der Kollaboration mit dem Staatsterrorismus bezichtigt. Die Medaillen und die Pensionen kommen erst zehn Jahre später.

Wer sich in Ushuaia zum 40. Jahrestag auf die Suche nach Männern macht, die heute wieder als »Helden« gefeiert werden, findet sie zum Beispiel im Zentrum der Ex-Kämpfer, zusammensitzend um einen Tisch mit Käse-Schinken-Sandwichs. Sie trinken Oranglimonade und Cola. Ihre Jacken, schwer wie Einkaufstüten, hängen über Stuhllehnen und an Garderobenständern. Direkt beim ersten Gespräch sprechen sie von »posttraumatischen Belastungsstörungen« und »psychischen Problemen«. Ein Mann sagt: »Wir haben nie eine Psychotherapie gemacht.« Ein anderer erzählt, sie hätten hier alle Diabetes als Folge der Belastung.

In Ushuaia wird der 2. April 2022 unter dem Motto »40 Jahre Heldentat« (40 años gesta heroica) gefeiert. Die Anzeige auf den öffentlichen Bussen springt immer wieder zu »40 Jahre Malwinen« um. Das Stadtlogo, die menschengroßen leuchtenden Buchstaben von Ushuaia, wurden um einen leuchtenden Umriss der Inseln ergänzt. In keiner anderen Region Argentiniens ist die Malwinenfrage präsenter als auf Feuerland.

In Ushuaia organisiert die Stadt einen Streetartwettbewerb zum Thema »Malvinas«. Zehn Künstler*innen aus dem ganzen Land und eine Künstlerin aus Uruguay haben sich mit ihren Entwürfen durchgesetzt. Nun setzen sie Wandbilder um, die meisten von ihnen in einem Stadtviertel am Beagle-Kanal,



Ihre Lederjacken können die Männer beiseitelegen, ihre Erinnerungen nicht.

das nach den Inseln benannt ist. Ítala Gordillo, 42, aus Caleta Olivia in Santa Cruz, sagt, sie habe sich bewusst gegen eine ikonenhafte Heldendarstellung entschieden. »Ich wollte noch mehr die menschliche Seite zeigen, die Gefühle«, sagt sie. Zunächst habe sie nicht damit gerechnet, dass ihr Vorschlag angenommen wird. Er zeigt einen Soldaten, mit einem Hund auf Augenhöhe. »Ich habe mir vorgestellt, dass die Soldaten in diesen Situationen von Einsamkeit, Trauer und der Ungewissheit, ob man den Tag überhaupt überleben wird, einen Zufluchtsort suchen und ihn vielleicht in den Tieren finden konnten.«

Andere Wandbilder zeigen neben klassischen Heldendarstellungen der Soldaten auch Frauen, die Schals stricken oder fünf junge Pflegerinnen. Die Rolle der Frauen in dem Krieg wurde erst in den vergangenen Jahren sichtbarer. Noe Cor, 35, aus Montevideo/Uruguay betont, sie wolle Frauen nicht als Heldinnen zeigen, »so als wäre es eine Leistung, dass sie gemeinsam mit den Män-

nern im Krieg waren«. Eine Leistung wäre es, sagt sie, Kriege zu verhindern. Doch sie will mit dem Bild der Pflegerinnen zeigen, dass auch sie einen entscheidenden Beitrag geleistet haben und als Teil der Geschichte im Gedächtnis bleiben müssen.

Die Veteranen des Kriegs 1982 sind nun in ihren 60ern und je öfter einer von ihnen stirbt, desto dringender stellt sich ihnen die Frage: Was bleibt? »Was uns bleibt, sind die Kinder. Sie können den Prozess weiterführen«, sagt Veteran Eduardo Armua. An den Schulen müsse weiter über die Gründe des Kriegs aufgeklärt werden. Ein anderer sagt: »Das Wichtigste ist es, den Kindern zu zeigen, dass die Inseln friedlich zurückgewonnen werden können.«

In den Zentren der Veteranen treffen sich inzwischen auch die Kinder der Veteranen, um über ihr Erbe in der ganzen Sache zu sprechen. Viele von ihnen sind längst über 30, kennen die Traumata ihrer Väter oftmals nicht, da sie ihnen nie erzählt wurden. Zum



40. Jahrestag haben die Kinder der Veteranen in Ushuaia eine Kapsel gebaut, in der sie Briefe eingeschlossen haben. Die Kapsel wird in einem Denkmal eingeschlossen und soll erst im Jahr 2082 geöffnet werden oder an dem Tag, an dem die Malwinen offiziell argentinisch werden. Zu dem offiziellen Akt spielt eine junge Band, sie hat den Veteranen ein Lied geschrieben: »Ich überreiche mich, ein Geschenk an das Vaterland, so wie an jenem Tag, dem 2. April.« Die Veteranen stehen aufgereiht vor ihnen, ihre Mimik bleibt stumm.

Später erzählt ein Veteran, sein Sohn sei vor zwei Jahren in dem Alter gewesen, in dem er in den Krieg musste – 19 Jahre. »Ich würde niemals wollen, dass er in einen Krieg geht«, sagt er, »deswegen braucht unser Land unbedingt eine friedliche Lösung«. Der Sohn erzählt später, als der Vater nicht dabei ist, wie stolz er auf seinen Vater sei. Würde er jemals wieder in einen Krieg ziehen, wenn es dazu käme? Er überlegt und sagt dann: »Ja, für meinen Vater.«

»Ich würde niemals wollen, dass mein Sohn in einen Krieg geht, deswegen braucht unser Land unbedingt eine friedliche Lösung.«

Argentinischer Veteran



In argentinischen Zeitungen wurde 1982 kurz vor Ende des Kriegs noch ein Siegerbild gezeichnet. Das war Teil der damaligen Kriegspropaganda.

Wie entstehen männliche Kriegshelden?

Für viele Argentinier gehört die Frage der Souveränität der Malwinen zur nationalen Identität

Wie nehmen Sie die Stimmung in Argentinien zum 40. Jahrestag des Kriegs um die Malwinen wahr?

Es gibt verschiedene Ansichten über die Rückforderung und eine argentinische Souveränität auf den Malwinen. Wohl am weitesten verbreitet ist die Auffassung, dass die Kämpfe vor 40 Jahren eine Heldentat darstellen. Allein die Tatsache, etwas als »Heldentat« zu beschreiben, hat ja schon Symbolkraft. Sich als »argentinisch« zu begreifen, bedeutet für viele, auch die Malwinenfrage als Teil ihrer Identität zu sehen. Natürlich gibt es auch komplett gegensätzliche Haltungen: Es gibt Menschen, die die britische Souveränität über die Malwinen anerkennen, oder jene, die diese zwar ablehnen, aber ansonsten keinen großen Bezug zum Thema haben.

Sie schreiben, dass die Malwinenfrage heute ein grundlegender Teil des »argentinischen Seins« darstellt. Können Sie das beschreiben?

Ich spreche nicht so gern von Identitäten, sondern lieber von Identifizierungen. Das scheint erstmal ein sehr subtiler Unterschied zu sein, aber ich mache ihn auf der theoretischen Ebene, um klarzustellen: Wir sind nicht so, wir werden nicht so geboren, wie wir sind, sondern werden es. Der US-amerikanische Politikwissenschaftler Benedict Anderson spricht von »vorgestellten Gemeinschaften«: Das nationale Sein, dieses Gefühl der Zugehörigkeit zu den Malwinen, ist in Argentinien sehr stark. Das wird schon in der Schule deutlich, deine Eltern erzählen dir davon und man sieht es in sozialen Netzwerken. Ein Identitätsgefühl, das uns als Gemeinschaft zusammenhält, so wie Maradona, Messi, Dulce de Leche und das traditionelle Grillfest Asado.

Also wird eine Person auch als weniger argentinisch angesehen, wenn sie die Malwinen nicht eindeutig zurückfordert?

Die Malwinenfrage kann, wie auch andere Dinge, ausschließend wirken in der Hinsicht, dass man die kollektive Identität nicht so anerkennt wie der Rest der Bevölkerung und dann vielleicht weniger argentinisch ist. Ich bin grundsätzlich gegen so einen Ausschluss. Es ist aber wohl ein bisschen so wie mit dem Asado: Ich als Vegetarierin werde manchmal als weniger argentinisch wahrgenommen.

Sie und ihre Kolleginnen haben sich als Teil der Forschungsstelle zur Malwinenfrage an der Nationalen Universität La Plata insbesondere mit einer Genderperspektive auf das Thema konzentriert. Wie kam es dazu?

Als ich angefangen habe, mich wissenschaftlich mit den Malwinen auseinanderzusetzen, war ich noch Studentin. Ich erinnere mich, dass uns gesagt wurde, wir sollten zu ganz neuen Aspekten forschen. Ich hatte einen Artikel gefunden zu Frauen, die Teil des Kriegs waren. Das war im Jahr 2016 und ich verstand mich noch nicht als Feministin, ich kannte die Genderperspektive noch nicht. In meiner ersten Arbeit ging es um die Krankenpflegerinnen und um die Gründe ihrer Unsichtbarkeit. Die für mich beste theoretische Erklärung dafür war in der feministischen Theorie verankert. Danach beschäftigte ich mich mit dem Leben von Tahiana Marrone, einer Trans-Veteranin, und später dann auch grundsätzlich mit Männlichkeiten.

Sie haben für Ihre Arbeit zu Männlichkeiten mit Sekundärquellen gearbeitet, also mit Zeitschriften, Tageszeitungen, Briefen und Romanen. Was ist Ihnen dabei aufgefallen?

Die Entwicklung! Als ich mir die Quellen von 1982 bis heute angesehen habe, ist mir aufgefallen, dass sich die Idee vom Mannsein

verändert hatte. Während des Kriegs und gerade in den letzten Tagen des Kriegs konnte man diese makellosen, unantastbaren Helden sehen. Sie weinten nicht und zeigten auch keine Angst. So titelten die Zeitungen 1982 auch die ganze Zeit »Wir sind dabei zu gewinnen«, und der Militär Leopoldo Galtieri rief von seinem Balkon aus: »Wenn er [der Feind] kommen will, dann soll er das doch tun.« Diese ganze konfrontative Haltung. Es durfte nicht publik werden, was viele betraf: Traurigkeit, Beklommenheit, Angst. Es gab in all den Jahren danach ja auch eine Menge Suizide. Ich finde, heute bestehen verschiedene Maskulinitäten nebeneinander. Und während die Veteranen um ihren Platz in der Öffentlichkeit kämpfen, trifft die stoische, die militärische, institutionalisierte Männlichkeit auf eine andere, vielleicht flexiblere. Eine, für die der Krieg im Alter von 18 oder 19 Jahren eine enorme Verletzlichkeit bedeutete.

Das sind Erfahrungen, von denen viele der Veteranen ihren Kindern bis heute nichts erzählt haben. Wie wird die Malwinenfrage an die Kinder der Veteranen weitergegeben? Einige von ihnen treffen sich regelmäßig als Teil einer Gruppe aus »Erben« der Malwinenfrage.

Meine Kollegin Agustina Reda hat zu diesem Thema geforscht und mit Kindern von Veteranen gesprochen. Es gebe, sagt sie, zwei große Gruppen: Jene, die die Rückforderung ihrer Väter vorantreiben, und andere, die vor allem um des Gedenkens willen dabei sind, damit die Namen der Väter nicht vergessen werden – nach dem Motto: Wenn ich das nicht mache, dann macht es keiner. Es gibt Väter, für die diese Kriegserfahrung zum Teil ihrer Identität wurde, und andere, für die sie mehr Teil eines abgeschlossenen Lebensabschnitts ist. Es gibt bei den Kindern auch diese Neugier: Der Vater war im Kriegs, hat ihnen aber nie davon erzählt. Und es vergehen Jahrzehnte, bis vielleicht ein kleiner Moment alles ändert. Oder es bleibt ein Unverständnis seitens der Familien zurück nach so langem Schweigen. Auch wenn die Kinder den Mut und das Heldentum ihrer Väter hervorheben wollen, denke ich, dass sich alle darin einig sind, dass Krieg nie mehr passieren darf.

Bis heute fordern Veteranen, dass sie nicht mehr als die »Kriegsjungen« gesehen werden. Warum wurden sie nach dem verlorenen Krieg überhaupt »chicos de la guerra« genannt?

Während des Kriegs waren sie die tapferen, stoischen Helden, die gegen den Feind kämpften, ein fast gottgleiches Bild der Ex-Kombattanten als Verteidiger der Argentinier, wie Übermenschen. Als der Krieg dann verloren wurde, versuchte die Diktatur, alles zu verstecken; also quasi den Krieg zu verstecken. So wurden auch die Veteranen bei ihrer Rückkehr aufs Festland versteckt. Sie durften nicht mehr darüber sprechen und wurden öffentlich als »Kriegsjungen« etikettiert. Meiner Interpretation nach hat das mit einer Strategie der Diktatur zu tun, die Verbindung zu denen zu lösen, die sie als »Schuldige« für den Kriegsausgang sah. Um das Bild der Männlichkeit, das mit dem Militär, mit einer Idee von Heimat, Nation und auch dem Katholizismus verbunden ist, nicht zu verlieren, werden sie öffentlich verkindlicht als »Kriegsjungen« und damit zu unreifen Kindern, deretwegen wir diesen Krieg verloren haben.

Das hat sich inzwischen verändert, oder? Der Jahrestag wurde ja auch explizit unter dem Motto »Heldentat« gefeiert.

Es gibt auch unter Veteranen verschiedene Haltungen dazu. Ein Teil sieht den Krieg als tapfere Heldentat, ja, ohne dabei die Diktatur zu verteidigen. Nach meiner Analyse hat die

se Lesart als Heldentat auch mit unserer Sozialisierung zu tun. Die Idee, für etwas so Abstraktes wie das Vaterland zu kämpfen, kommt daher, dass wir lernen, für dieses abstrakte Vaterland auch das eigene Leben zu lassen. Es gibt auch Veteranen, die die argentinische Souveränität der Malwinen befürworten, sich aber gleichzeitig als Opfer der Diktatur sehen. Warum erwähne ich das hier? Der Feminismus hat uns ermöglicht, den Begriff »Opfer« neu zu denken, also in einer Weise, die nicht bedeutet, am Boden zu liegen und traurig oder vergessen zu sein.

Seit einigen Jahren – auch mit den Debatten, die die Frauenbewegung anstößt – wird in Argentinien die Rolle der Frauen in diesem Krieg immer sichtbarer. Was bedeutet das für die klassische Wahrnehmung als Veteran?

Frauen und diverse Geschlechter versuchen, die Kategorie als »Heldinnen« zu erweitern. Es gibt dabei sicherlich Menschen, für die diese Heldenkategorie so sehr Bestandteil ihrer selbst ist, dass sie sich gestört fühlen, wenn sie nun neu definiert wird.

In welchem Sinn kann die Kategorie »Held« denn erweitert werden?

Es gibt zum Beispiel die Idee, dass es positive und negative Gefühle gibt und man gerade im Krieg die negativen verstecken müsse. Ich glaube, dass negative Emotionen auch eine Kraft für Wandel sein können, hin zu etwas Positivem. Gefühle wie Empörung, Angst, Wut, Hass sind legitime Gefühle. Wenn ich selbst anerkenne, dass ich Angst habe oder traurig bin, dann kann ich das auch in meinem Gefährten sehen. Das erzeugt Verbundenheit und Solidarität, wenn man sieht: Ich bin nicht allein damit. Aber es fehlen mir immer noch Aspekte. Es gibt zwar Veteranen, die gesagt haben, dass sie eigentlich nicht in den Krieg wollten. Aber ich habe nie von einem Veteranen gehört, der gesagt hätte, er sei dort gewesen und habe davonlaufen wollen, sei wie versteinert vor Angst gewesen oder im Schützengraben geblieben, als alle anderen in die Offensive gingen. Vielleicht gab es solche Situationen gar nicht, weil dies als Vaterlandsverrat angesehen worden wäre. Es gibt eine Art Dreiecksverbindung zwischen Veteran, Männlichkeit und Vaterland. Letzteres wurde im Verlauf der Geschichte mit Symbolen aufgeladen, dazu zählen auch die Malwinen. Sie haben das Argentinisch-Sein und darin auch das Männlichkeitsbild geprägt. Vaterland kommt ja auch schon von »Vater«. Das Patriotische war oft männlich, so auch der Veteran.

INTERVIEW



Florencia Di Giorgio, 27, hat Politikwissenschaften, Internationale Beziehungen und im Master Gender Studies an der Nationalen Universität La Plata studiert. Dort war sie von 2016 bis 2021 Mitglied einer Forschungsstelle zu Öffentlichen Politiken in der Malwinenfrage mit Genderperspektive und hat einen Sammelband dazu herausgegeben. Heute arbeitet sie als parlamentarische Beraterin im argentinischen Senat. Mit ihr sprach **Lisa Pausch**.